

Jahrgang I.

No. 8.

November 1911.

# KAIN

Zeitschrift für  
Menschlichkeit  
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Justiz. — Tagebuch aus dem Gefängnis. —  
Münchener Theater. — Bemerkungen. — Der Kausen. —  
Zeitfragen. — Tripolis und China. — Unser Bittinger.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

In einigen Wochen erscheint im KAIN-  
VERLAG zum ersten Male der

# Kain-Kalender für das Jahr 1912.

Sämtliche Beiträge sind vom. Heraus-  
geber des „Kain“, ERICH MÜHSAM.

Der Kalender enthält ernste und hu-  
moristische Arbeiten in Prosa und  
Versen: Artikel, Glossen, lyrische und  
satyrische Gedichte, Aphorismen,  
Dramatisches u. s. w., u. s. w.

Dem Kalender wird das Bild des Verfassers beigegeben.

Der Preis beträgt für das  
Einzel-Exemplar 1 Mark.

---

Bestellungen nehmen jetzt schon entgegen die Buch-  
handlungen und der „KAIN-VERLAG“, München,  
Baderstrasse 1a.

Jahrgang I.  
No. 8.

München,  
November 1911.

# KAIN

**Zeitschrift für Menschlichkeit.**

**Herausgeber: Erich Mühsam.**

---

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a

---

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.  
Mitarbeiter dankend verboten.

---

## Justiz.

Und Adam ass von dem Apfel, und seitdem wissen die Menschen, was Gut und Böse ist. Auf dass diese Kenntnis nicht wieder in Vergessenheit gerate, gab Gott ihnen die zehn Verbote, die von zwei steinernen Gesetzstafeln abzulesen waren. Die Entwicklung eilte mit gewaltigen Schritten weiter, und heute halten wir schon bei 370 Paragraphen, aus denen der rechtliche Deutsche entnehmen kann, was er tun darf und was sich nicht schickt. Wer es trotzdem nicht weiss, wird mit Geldstrafe oder Haft, mit Gefängnis oder Zuchthaus, hie und da auch mit dem Tode bestraft.

Der § 1 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich enthält die furchtbarste Warnung von allen. Er lautet: „Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich tritt im ganzen Umfange des Bundesgebietes mit dem 1. Januar 1872 in Kraft“. Der sechste und letzte Abschnitt des § 370 lautet: „Mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft wird bestraft ... 6) wer Getreide oder andere zur Fütterung des Viehes bestimmte oder geeignete Gegen-

stände wider Willen des Eigentümers wegnimmt, um dessen Vieh damit zu füttern". Was in den dazwischen rangierten Paragraphen steht, wird sich der nachdenkliche Mensch hiernach allein sagen können: Es ordnet die Beziehungen der Staatsbürger zu einander nach strafbaren Handlungen. Wer also von einem undurchdringlichen Schicksal dazu bestimmt wurde, den Dornenweg des Lebens in einem der 26 verbündeten Vaterländer zu gehen, wird somit gut tun, sich jeden Schritt 370 mal zu überlegen: kein Wunder, dass unter diesen Umständen der Fortschritt bei uns so kolossal rasch vorankommt.

Bedenkt man, dass es neben dem Strafgesetzbuch noch ein dickleibiges Bürgerliches Gesetzbuch gibt, ein Vereinsgesetz, ein Gewerbegerichtsgesetz, ein Invalidenversicherungsgesetz, besondere Urheberrechtsgesetze und was weiss ich noch alles, so dürfte wohl die Annahme berechtigt scheinen, dass der Richter, dem ein Sünder gegen einen Paragraphen eines dieser Bücher vorgeführt wird, bloss den Finger nass zu machen braucht, um sofort zu wissen, wie lange er ihn einsperren zu lassen hat. Bei der leidigen Unvollkommenheit des menschlichen Geistes ist das jedoch nicht der Fall. Vielmehr beginnt die Schwierigkeit erst, wenn Polizei, Ermittlungsrichter, Untersuchungsrichter um Staatsanwalt dem Richter längst gesagt haben, was los ist, wenn der Delinquent womöglich schon monatelang als Untersuchungsgefangener auf die Strafe, die seiner vielleicht harrt, trainiert ist, und wenn nun dem armen Richter zugemutet wird, auch noch in die Seele des Angeklagten zu steigen, um das Wieso und Warum und das Drum und Dran seines Tuns herauszukriegen. Diese Bemühung nennt man einen Prozess, und erst dadurch, dass sie Prozesse führt, erhält die Justiz bei den Bürgern und Bürgerinnen des Landes ihre Weihe und die Bestätigung ihrer Notwendigkeit.

Denn Prozesse kommen in die Zeitungen, aus Prozessen lernt man die Unterwäsche der Nebenmenschen taxieren, aus Prozessen erfährt man, mit wem der andere be-

freundet oder verfeindet ist, und was seine Freunde und Feinde für eine Sorte Leute sind.

Welch prächtiger Fall war der Prozess des Grafen Wolf-Metternich! Der Mann hat Schulden gemacht, höhere Schulden, als er in kurzer Zeit hätte zahlen können. Ob das Betrug ist? Kein Mensch konnte es wissen. Das Reichsstrafgesetzbuch, an dessen Auslegung seit 40 Jahren allerorten die rühmlichsten Richter und in Leipzig mit roten Talaren behangene Reichsrichter arbeiten, weiss auch nichts Gewisses. § 263: „Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines andern dadurch beschädigt, dass er durch Vorspiegelung falscher oder durch Entstellung oder Unterdrückung wahrer Tatsachen einen Irrtum erregt oder unterhält, — —“: Schwieriger Fall. Man musste feststellen: Konnte der Graf glauben, das Geld zu kriegen, auf das hin er pumpte? Von wem hätte er glauben können, dass er es kriegen würde? Mit wem verkehrte er? Wie verkehrte er, mit wem er verkehrte? Wer verkehrte noch, wo er verkehrte? War es verkehrt, dass er verkehrte, wo er verkehrte? Warum verkehrte er, wo es verkehrt war zu verkehren? Und solcher Fragen mehr gab es zu entscheiden.

Auf diese Weise kam dann alles ans Licht: dass Frau Gertrud Wertheim, eine literarische Schwermillioneuse, einen aristokratischen Schwiegersohn suchte; dass sie zu diesem Behufe unendliche Gelder springen liess, die einige Tausend Warenhaus-Verkäuferinnen erarbeiten mussten; dass Dolly sich gern küssen liess; dass Mama und Tochter nicht immer zärtlich zu einander waren; dass dem Grafen Vetter auf Regimentsbefehl die heisse Liebesglut erlosch, die an Dollys Busen und an Mamas Schatulle geschürt war; dass der Generalmajor v. Pauli diese Würde nur in Honduras besessen hatte, jetzt aber mit Orden, Heiratslustigen und Kriegserinnerungen hausiert; dass Martha Gustke ihr horizontal verdientes Geld dem Dailes-Grafen vertikal in den Rachen warf, und dass es zwischen Him-

mel und Erde, zwischen Berlin W. und Berlin Friedrichs-  
strasse Dinge gibt, die jeder kennt, und von denen sich  
die Schulweisheit unserer Journalisten nichts träumen  
lässt.

Das alles kam an den Tag, und der Familienstank im  
Hause Wolf-Metternich und der Familienstank im Hause  
Wolf Wertheim zog, zu lieblichem Sensations-Odeur ge-  
mischt, in die Nasen derer, die mit sich und ihrem Wandel  
zufrieden sein dürfen, solange ihren Nachtgeschirren keine  
Prozessakten entflattern.

Man verlange von mir keine moralischen Unkenrufe  
wegen der in dem Berliner Prozess sichtbar gewordenen  
Korruption. Es fällt mir gar nicht ein, mich darüber zu  
empören, dass irgend ein degenerierter Graf, der nie arbei-  
ten gelernt hat, dessen Herkunft und Erziehung ihn zu  
glauben berechtigten, müheloser Genuss sei sein Privileg,  
mit einem Monatswechsel von 30 Mark nicht auskommen  
konnte, das Geld hernahm, wo er es kriegen konnte,  
à tout prix eine reiche Frau anstrebte, und sich inzwischen  
so undifferenziert, wie es in seiner Klasse üblich ist, amü-  
sierte. Es fällt mir nicht ein, mich darüber zu empören,  
dass Madame Wertheim ihre Dolly lieber die Maitresse eines  
Fürsten sein lassen wollte, als die Ehefrau irgend eines  
Herrn Maier: Vulgärster Parvenue-Ehrgeiz. Es fällt mir  
nicht ein, mich darüber zu empören, dass Herr von Pauli  
seine patriotische Vergangenheit und seine hohen Bezie-  
hungen so lukrativ wie möglich verwertet. Es fällt mir  
nicht ein, mich darüber zu empören, dass Fräulein Gustke  
auf Grund ihrer Körperreize Kavaliere wurzt, und mit  
dem Ertrag ihrer Tätigkeit einen dieser Kavaliere zu Dolly  
auf Brautschau schickt. Das ist doch alles nichts Neues,  
nichts Überraschendes, nichts, was jemand, der den Gross-  
stadtbetrieb halbwegs kennt, verwundern könnte.

Fäulniserscheinungen? Gewiss. Aber doch eben nur  
Erscheinungen, Symptome, Beispiele einer in ihrer tiefsten  
Wurzel faulen Gesellschaft, die keine Gesellschaft, kein  
Volk, keine Menschengemeinschaft ist, sondern ein wirres

Nebeneinander und Gegeneinander von adversären Zirkeln und Interessengruppen. Wenn es da, wo sich ein Gesellschaftskreis, in dem blaues Blut fließt, und einer mit rotem Blut schneiden, Klexe gibt — wen soll denn das verblüffen? Das sieht der wache Mensch doch jeden Tag und überall. Davon lebt doch die Justiz, daraus entnimmt ja das Strafrecht ihre einzige Existenzberechtigung. Klexe auszuradieren, die aus dem verrückten Durcheinandergekritzel mit verschiedenfarbigen Tinten entstehen, das ist doch die ganze Beschäftigung der „Rechtspflege“.

Was mir den Prozess des Grafen Wolf-Metternich so interessant macht, das ist die Beobachtung, wie sich in der Aufmerksamkeit der beteiligten Personen und des unbeteiligten Publikums der Gegenstand der Verhandlung nach und nach völlig verschob. Ob der Angeklagte des Betruges schuldig gefunden oder freigesprochen würde, das war ausser ihm selbst und den paar Juristen, deren Rabulistik engagiert war, jedermann egal. Das Tribunal ward zur Szene. Vom Parkett aus applaudierte man dem Sittenstück, in dem die Chargen die dankbarsten Rollen zu spielen hatten.

Warum ist der Graf eigentlich verurteilt worden? Weil der Staatsanwalt bewiesen hat, dass er ein Betrüger war. Aber die Verteidiger hatten uns Laien ebenso überzeugend bewiesen, dass er kein Betrüger war. Es kam nur auf die Auffassung des Gerichts an. Wäre der Mann in Freiheit gesetzt worden, so gäbe es keinen Menschen, der dadurch die Rechtssicherheit des Staates, der Gesellschaft, des Volkes im Allergeringsten gefährdet sähe. Man hätte das Theater mit genau derselben behaglichen Befriedigung verlassen, die ein aufregender Film zurücklässt, wie nach der Verurteilung. Ich hege die stärksten Zweifel daran, ob jemals irgend eine Verurteilung irgend eines noch so verbrecherischen Menschen irgend einer Gesellschaft genützt hätte.

Die Jurisprudenz — einmal als Wissenschaft genommen — hat die Aufgabe, das Recht zu suchen, wie die

Philosophie die Aufgabe hat, die Wahrheit zu suchen. Wir wissen alle, ob wir gottgläubig sind oder nicht, dass das Suchen nach Recht und Wahrheit immer nur eine spekulative Beschäftigung unterschiedlicher Gemüter bleiben muss, und dass weder Recht noch Wahrheit jemals objektive Werte werden können. Die Anwendung der durchaus relativen Ergebnisse des Suchens nach dem Recht auf das praktische Leben, diese Uebung, die sich als direkter Eingriff in Freiheit, Selbstbestimmung und Leben des einzelnen Menschen äussert, muss daher notwendig; zur Gewaltsamkeit, und das heisst nach aller überlieferten Moral zum Unrecht führen. Auch als notwendiges Uebel zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Beziehungen unter den Menschen ist die Justiz nicht anzuerkennen. Strafen wirken — das weiss jeder Jurist — weder bessernd noch abschreckend, und das Strafen als Racheübung der Gesamtheit gegen den Einzelnen widerspricht dem sittlichen Empfinden aller Ethiker.

Da hingegen die Unzuträglichkeiten, die sich aus der Willkür der Einzelnen ergeben, offensichtlich sind, gibt es nur eine Möglichkeit, ohne die Ungerechtigkeit jeglicher Justiz Recht und Ordnung zu schaffen: nämlich eine Gesellschaft zu errichten, in der das Interesse des Einzelnen nicht fortgesetzt mit den Interessen der Gesamtheit kollidiert, in der das Individuum respektiert wird, in der nicht geknechtet und kein Anerkennen verhasster Gesetze erpresst wird, eine Gesellschaft, in der der Zwang der Gesetze durch die Freiwilligkeit des Vertrages abgelöst ist. Diese Gesellschaft wird politisch eine anarchische, wirtschaftlich eine sozialistische sein.

---

## Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Die Tür wird aufgeschlossen, aufgerissen: „Lampe!“ ruft eine heisere, leidende Stimme. Ich sehe mich um. Neben dem Aufseher steht ein Sträfling, mit dunkelm, hängendem Schnurrbart, in der Hand eine brennende dünne Fackel. Ich begriff, ging zur Lampe, um sie

aus ihrem Gestell zu nehmen. Der Gefangene kommt ungeduldig herein und zeigt mir, dass man das ganze Gestell von der Wand nimmt. Er zündet den Docht an, die Tür schliesst sich wieder, ich hänge die brennende Lampe an den Nagel und sinne weiter. Die Idee, die Gruppe Tat, die in jeder Nummer des „Sozialist“ annonciert war, sei ein Geheimbund, ist absurd. Darüber, dass ich die Kunden zu uns heranziehe, habe ich vor Monaten schon im „Sozialist“ in einem ausführlichen Artikel berichtet. Das Blatt ist den Münchener Behörden keineswegs unbekannt. Wo soll der Verstoß, das Vergehen liegen? Unklar, höchst unklar. Und worauf mag sich der Verdacht stützen? Auf Zeugenaussagen? Auf wessen? Auf was für welche? — Habe ich nicht vielleicht doch mal den Rat erteilt: Schmeisst Bomben!? — Nein! Gewiss nicht! Niemals! Unmöglich! — Es hat mir von jeher widerstrebt, andern etwas zu raten, was ich nicht gegebenen Falles auch selbst täte! — Schon auf der Schule, als Quartaner, als Tertianer: was an dummen Streichen geschah, das war ich gewesen; aber ich war es immer selber gewesen, habe niemals andere vorgeschickt. Das ist eine Anständigkeit in meinem Wesen, deren ich mich vor mir selbst rühmen darf. Und jetzt soll ich plötzlich Anstifter sein und mich selbst drücken? Der Vorwurf ist absurd, lächerlich, kann mich nicht treffen! — Die Freilassung aus diesem Loch kann nicht; ausbleiben. — Und wenn sie doch ausbleibt? Immerhin: wenn's zur Verhandlung kommt, muss, muss, muss ich freigesprochen werden! — Freilich: Und Ziethen? — **Und Koschemann?** — Und Dreyfuss? — Und die vielen, die Hunderte, die Tausende, die beteuern und versichern, sie wüssten von nichts und werden doch verurteilt!? — Und wer wird zu Gericht sitzen über mich? Gute Bürger, mit korrekter Moral, mit nie schwankendem Wissen von Gut und Böse, mit nur dem einen Antrieb, dem Staat, ihrem Brotgeber und Seelsorger nach bestem Gewissen zu dienen. Und über wen sollen sie zu Gericht sitzen? Ueber einen Bürgerssohn aus guter Familie, der rücksichtslos die beste Erziehung von sich wirft, der sich gemein macht mit Landstreichern und Einbrechern, der mit Zuchthäuslern die Flasche leert, der anarchistische Agitation treibt seit Jahren und sich schon zwei Vorstrafen zugezogen hat bei diesem Tun! — Wenn in unsern Sitzungen Spitzel waren — und dass solche dabei waren, steht mir ausser Zweifel, — kann ich ermessen, wie weit ihre Erfindungsgabe reicht? — Beschwört so ein Hund, ich habe das Bombenwerfen empfohlen, — was dann? — Dann bin ich geliefert.

Wieder ging die Tür auf. „Essnapf!“ befahl eine Stimme. Ich nahm ihn vom Spind. Vor der Tür standen zwei Gefangene, die einen mächtigen Bottich mit dampfender Kartoffelsuppe trugen. Dass es zum Abendbrot Kartoffelsuppe geben würde, hatte mir schon Giesmann

verraten. Mit einem riesigen Schöpflöffel füllte man mir den Essnapf, ein Häftling überreichte mir ein kolossales Stück von dem gleichen glitschigen Brot, wie ich es im Polizeigefängnis bekommen hatte, dann überliess man mich der Mahlzeit, über die ich hungrig herfuhr. Ich liess auch nur einen ziemlich kleinen Rest von der Suppe stehen, die mir zu schwer war, ohne dass ich das Gefühl hatte, sie sei das, was meinem Magen fehle. — Kurz nach dem Essen erscholl eine grosse Glocke . . . . Das Glockenzeichen bedeutete: Schlafengehen! — Es war also 7 Uhr. Ich löste das Bett, das Giesmann sorgfältig wieder an die Wand geklappt hatte, mit Mühe von seinem Haken, zog mich aus und legte mich hinein . . . . Auch die Lampe löschte ich noch vor dem Hinlegen aus. So begann also die zweite Nacht meiner Gefangenschaft. — Das Lager war wieder entsetzlich hart, und die Bisse und Blasen, die mår die vorige Nacht zugefügt hatte, meldeten sich alle mit schrecklichem Jucken. Ich kratzte mich, wo ich hinlangen konnte, und während es mir vorkam, als kröche eine Armee von Wanzen, Låusen, Milben und allem Ungeziefer auf meinem Leibe herum krochen durch mein Gehirn Schwårme fieberhafter Vorstellungen und Bilder. Erinnerungen und Namen, Gesichter und Laute sammelten sich um mich in wildem Durcheinander. Nahe Und ferne Menschen erschienen, Freunde und Feinde, Zeugen meiner Kindheit und dieser letzten Tage, und während ich einmal aufgeregt und geångstigt von der Pritsche sprang, flüsterte ich wenige Sekunden darauf zårtliche Namen, und Sehnsucht und Furcht, Liebe und Wut, Schmerz und kindliche Ergebung spielten Fangball in meinem Geist, jagten sich herum und warfen immer neue Erinnerungen, Hoffnungen, Zårtlichkeiten und Sehnsüchte in mein Bewusstsein. Alle, alle kamen sie zu mir, die traurigen und fröhlichen Zeugen meines Erlebens, tote und lebende, schmerzliche, liebe und süsse Namen . . . . Spåt, spåt in der Nacht erst beruhigte der Schlaf die zerzausten Nerven. Wie spåt es war, weiss ich zwar nicht. Denn die Kirchturmuh im Polizeigefångnis kann man in meiner neuen Klausur nicht hören.

Sonnabend, den 6. November 1909.

Es ist schon der dritte Tag, seitdem ich diese Tagebuch Aufzeichnungen begann, und ich komme erst zum dritten Tage meiner Gefangenschaftserlebnisse, bin also immer noch um eine Woche weniger einen Tag hinter mir. Der Abstand wird sich freilich von jetzt ab wohl verringern, denn an Stelle des wilden Durcheinanders und der immer neuen Eindrücke am Abend der Verhaftung und am Tage der Ueberführung vom Polizei- ins Gerichtsgefångnis tritt nun allmählich die Gewöhnung an eine Hausordnung, die trockene Regel-

mässigkeit im Rhythmus der „Normalzeit der Sternwarte“, die nur hier und da durch eine kleine zu registrierende Besonderheit unterbrochen wird.

Ich setze meinen Bericht chronologisch fort. Aus dem unruhigen Schlaf auf meinem harten Lager in dieser ersten Nacht, die ich in der Zelle 42 zubringen musste, weckte mich der Lärm derselben Glocke, die mich am Nachmittag vorher belehrt hatte, dass die Tageszeiten im Gefängnis anders eingerichtet sind als in der Freiheit, und dass man hier schlafen gehen muss, wenn man sonst noch kaum an das Programm denkt, mit dem man den Abend hinbringen will. Die Zelle war schon ziemlich hell, denn es war Sonntag, und in der „Verhaltensvorschrift“ hatte ich gelesen, dass an Sonn- und Festtagen erst um 7 Uhr früh aufgestanden wird. Kaum hatte es geläutet, als ich in den Nebenzellen schon geräuschvoll die Pritschen an die Wand klappen hörte. Ich erhob mich also ebenfalls und befestigte das Lager, zog mich an und harrte des Weiteren. — Draussen wurde es lebhaft. Ich hörte Schlüssel klirren, Türen aufreissen, Stimmen. Meine Zelle wurde weit geöffnet, und ich sah etliche Menschen daran vorbeieilen, jeder sein Steingutgeschirr mit Metalldeckel in gestreckten Armen vor sich hertragend.

Fortsetzung folgt.

---

## Münchener Theater.

### Johanna Terwin.

Als in München bekannt wurde, dass Johanna Terwin, die ungeduliche Charakterspielerin des Residenztheaters, zu Reinhardt nach Berlin gehen solle, bedauerte man ihren Entschluss um des Verlustes willen, der der Münchener Schauspielkunst bevorstand, freute sich aber für die Künstlerin, der nun zum raschen Aufstieg, zu Ruhm und weithallender Anerkennung der Weg offen schien. Bei ihrem Abschiedsaufreten als Nora war die Stimmung eine andere. Wir Freunde ihrer Begabung sahen sie mit einiger Besorgnis durch den Wald von Kränzen und Blumen abgehen, und spürten Dangen Zweifel, ob Nora da draussen das Wunderbare finden werde, zu dem sie Sehnsucht und Ehrgeiz zog.

Es hiesse der Münchener Bühne und dem Münchener Publikum unrecht tun, wollte ich den Vergleich weiter ziehen und das Residenztheater mit dem Hause Helmers in Parallele stellen. Denn keineswegs stand man hier den Bemühungen des jungen starken Talents philiströs und verständnislos gegenüber. Im Gegenteil muss betont werden, dass die bürgerliche Oberschicht Münchens, die das einsichtigeres Theaterpublikum stellt, weitaus gerechter, sach-

licher und mit viel weniger Voreingenommenheit Bühneneindrücke aufnimmt, als die aus der Snob-Menagerie ausbrechenden Premierentiger, die sich auf die Berliner Theater zu stürzen pflegen. Auch die zünftigen Kritiker sind in München weniger gefährlich als in Berlin, nicht weil sie intelligenter wären— das Gegenteil ist der Fall —, sondern weil sie nicht wagen, sich mit dem Publikum in Widerspruch zu setzen, und sich mit gleichgültigem Herumschmusen um das Theaterstück und die Darstellung begnügen. In Berlin dagegen fühlt sich jeder Kritiker (und jeder Premierenkommis) als Schicksal, und das Urteil, das meistens eine Verurteilung darstellt, ist nach einem ersten Eindruck fertig und wird, in Witzchen und Aperçues eingewickelt, den höheren Töchtern des Tiergartenviertels zum Frühstück serviert.

Fräulein Terwin hat das, schon ehe sie uns dauernd verliess, schmerzlich erfahren müssen. Bei einem Gastspiel des Neuen Vereins in Berlin spielte sie die Lulu in Wedekinds „Büchse der Pandora“, eine Rolle, in der sie hier vor einem Jahre einen Riesenerfolg hatte. Mag sein, dass ihre Leistung in Berlin hinter der Münchener weit zurückstand, dass der fremde Ort, die Anstrengung der Reise, die Empfindung der skeptischen Kühle des Auditoriums ihr die Stimmung verdarb (zum Gelingen oder Misslingen einer Aufführung wirken tausend Imponderabilien mit) jedenfalls konnten am Tage nach der Aufführung die Berliner in ihren Zeitungen lesen, Johanna Terwin sei eine minderbegabte Dame, ohne Organ, ohne Eigenart und ohne die Fähigkeiten, die das anspruchsvolle Berlin von den Kräften seiner ersten Theater fordern dürfe. Sie hätte sich damit trösten können, dass mit ihr zugleich auch Steinrücks Schigolch und die übrigen Münchener Gäste verrissen wurden, und dass das ganze Gebaren der Kritik peinlich nach Partikularismus aussah — es ist aber sehr natürlich, dass eine solche Begrüssung, wie sie Frl. Terwin nach ihrer ersten Vorstellung erfuhr, ein junges, vorwärtsstrebendes Talent dekouragiert und lähmt. Ich glaube deshalb recht zu tun, wenn ich Herrn Professor Reinhardt beim Eintritt der jungen Dame in sein Theater-Ensemble warne, eine starke Begabung, der zur Vollendung gewiss noch viel fehlt, die aber eine reiche Zukunft verspricht, mitten in der Entwicklung zu vernachlässigen, und wenn ich ihm sage, wie das beste Theater, publikum, das sich Reinhardt nur wünschen könnte, die Leistungen der Terwin nach zweijähriger Beobachtung einschätzt.

Ihre ganze Wesensart prädestiniert Johanna Terwin zur Darstellung differenzierter Frauencharaktere. Aeusserlich und innerlich hat sie nichts heroischenhaftes: eine nicht grosse, schwächliche Figur, ausdrucksvolles Gesicht (die Terwin hat viel Aehnlichkeit mit Irene Triesch), grosse Geschmeidigkeit und viel natürlicher Charme in

Ausdruck und Bewegung. Die starke Bewusstheit in ihrer Spieltechnik erinnert eher an die Durieux als an die Eysoldt. Die Frauen, die sie zu beleben hat, stellt sie als graziöse, aber sehr durchsichtige und irdische Gestalten auf die Bühne. Diese rationalistische Veranlagung erzieht zu klugem Durchdenken der schauspielerischen Aufgaben und verhindert ein allzufestes Vertrauen auf Eingebung und Instinkt. Andererseits liegt die Gefahr nahe, dass die Leichtigkeit des Spiels und mithin die notwendige Unbefangenheit und Sicherheit des Auftretens unter zu grosser Sorgfalt und Bedenklichkeit leiden mag. Gerade hierin trat bei der Terwin das Anfängerhafte manchmal störend in die Erscheinung. Aber es muss betont werden, dass sich bei ihr, wenn eine fleissige Regie sich um sie bekümmert hatte, alle Unbeholfenheit völlig verlor, und dass sie dann Leistungen bot, die nicht nur technisch einwandfrei, sondern auch durchaus originell und von starker persönlicher Färbung waren.

Ich denke an ihre Milde Wangel: da kam das Andeutende, Symbolhafte der Figur entschieden zu kurz. Aber die Terwin machte die Rolle menschlich liebenswürdig, sie spielte sie als Schwabinger Kunstmädels mit Schnecken vor den Ohren, frisch, stark und lebendig, und so wurde, da Steinrücks Baumeister Solness zugleich eine eminente schauspielerische Leistung war, das unsympathischste aller Ibsen-Dramen zu einer künstlerischen Sensation.

Viel erschöpfender noch holte die Terwin den Charakter der Pauline Piperkarcka in Hauptmanns „Ratten“ aus. Diese dumpfe, willenlose, beschränkte polnische Proletarierin war ungeheuer glaubhaft, die Ausbrüche der Verzweiflung, die tierhafte Liebe zu ihrem Kind, das stumpfsinnige Flennen unter den Misshandlungen der John konnten nicht besser getroffen werden. In dieser ganz naturalistischen Rolle zeigte Johanna Terwin ganz grosse Anlagen, die nie und nimmer vernachlässigt werden dürfen.

Ihren stärksten Erfolg hatte sie in Shaws „Caesar und Cleopatra“, diesem ironischen Heldendrama, das unter Steinrücks Regie zu einer wirklichen Kunsttat des Residenztheaters wurde. Die Terwin sah entzückend aus als die kleine Königin, die sich vor dem grossen Cäsar zwischen den Vorderbeinen der Sphinx versteckt hält, die mit ihrem kleinen Bruder, dem Gegenkönig, zankt, die mit den Köpfen ihrer Untertanen spielt wie mit Puppen, und die dann, von Cäsar zum Weibe gemacht, zur Katze und Schlange wird — ein halbes Kind noch, aber schon ein ganzes Biest. — Es ist sehr schwer, Shaw zu spielen, so zu spielen, dass man seine Unfreiheit den eigenen Freiheiten gegenüber nicht merkt. Nimmt man diesen Dramatiker nämlich unter die Lupe, so erkennt man erstaunt einen geackerten Philister, der sich vor die Brust schlägt und ausruft: „Seht mal, was ich für freche Sachen treibet“ — In Wahrheit stellt

er sich auf die Zehenspitzen, um über seinen eigenen Horizont kucken zu können. (Dies nebenbei.) Wie gesagt: Die Terwin gab der Cleopatra soviel lebendigen Charme, dass durch sie (und durch Steinrücks prächtigen Cäsar) Shaws keineswegs einwandfreies Stück sehr grossen, verdienten und anhaltenden Erfolg hatte.

Es soll hier nicht jede einzelne ihrer Leistungen nachträglich seziert werden, ebensowenig beabsichtige ich, die Künstlerin, die sich selbstverständlich auch in Berlin erst durchsetzen muss, vorzeitig aufdringlich zu plakatieren. Aber ich möchte verhüten helfen, dass die Veränderung ihres Betätigungsfeldes etwa zur Stagnation ihrer Entwicklung, führe. Was Johanna Terwin noch immer sehr not tut, ist Regie, liebevolle, strenge und auf ihre Art eingehende Regie. Hier hatte sie die Herren Steinrück und Basil als Helfer und Lehrer, mag sie sich in der Hoffnung, unter Max Reinhardts persönlicher Obhut zur Höhe ihrer Fähigkeiten zu gelangen, nicht getäuscht sehen. Reinhardt hat damit, dass er die Terwin engagierte, den Münchener Theaterbesuchern gegenüber, die auf sie hoffen, eine Verpflichtung übernommen. Kommt er dieser Verpflichtung nicht nach, so vergeht er sich gegen die ideale Forderung der Kunst, dass dem wirklichen Talent die Wege geebnet werden müssen. Johanna Terwin braucht noch Hilfe, aber sie verdient sie auch. So empfinden hier viele Leute, die im Theater eine Kultureinrichtung erkennen, und dieser Empfindung wollte ich Ausdruck geben.

---

## Bemerkungen.

**Der Kausen** Es ist zu befürchten, dass seine Ausrottung sobald nicht gelingen wird. Immerhin möge er sich vorsehen. Es sei ihm heute mitgeteilt, dass ihm hier fortan etwas nachdrücklicher zugesetzt werden soll, als er es bisher gewöhnt war. Dass er gegen mich frech geworden ist, ist nicht der Anlass, ihn zu besehen, nur für dieses Mal der Vorwand. Was zeigt sich bei der Besichtigung? Ein Denunziant. Der Kausen wird diese Bezeichnung nicht sonderlich kränkend empfinden: darauf ist es auch nicht abgesehen. Man stupft einen Pintscher nicht mit der Schnauze in seine Hinterlassenschaft, damit er gekränkt sei, sondern damit er sich es abgewöhne. Ein Denunziant also, ein berufsmässiger, gewohnheitsmässiger und schon ein wenig monomanischer Denunziant, und zwar betreibt er diese Spezies in Sittlichkeit. Das ist ein lohnender Artikel. Gott im Himmel, was kann ein Mensch nicht alles denunzieren, wenn er sittlich ist! Es gibt ja soviel Sauerei auf Erden! — Wir Unsittlichen wissen das garnicht, aber der Kausen sammelt Sauereien, er hat eine wahre Sammelwut darauf. Er schnuppert solange an seinen Mitmenschen

herum, bis er eine Sauerei wittert, die ergreift er, begiesst sie mit Moralsauce und läuft einerseits zur Redaktion seiner „Allgemeinen Rundschau“, wo er sie annonciert, andererseits zum Telefon, wo er sie dem Staatsanwalt denunziert. Das Verfluchte ist: es sind wirklich immer Sauereien, die er heranschleppt. Ursprünglich zwar sind es meistens saubere Dinge, die den Nichtdenunzianten erfreuen und erheben, — aber hat der Kausen sie lange genug in seiner Phantasie herumgewälzt, so kann der unmoralischste Mensch ihnen den Charakter des Schweinischen nicht mehr abstreiten. Es ist so: man fühlt sich förmlich schmutzig werden, wenn einen jemand mit recht dreckigen Blicken anglotzt. Man könnte ja so einem Menschen aus dem Wege gehen, aber wenn er fortwährend hinter einem herschreit: „Sie Schwein! Sie Schwein!“ — dann wurmt's einen doch schliesslich, man dreht sich nach dem Kerl um, sieht seine öligen Aeugeln an einem herumzwickern und kommt sich schon selbst ein bisschen vor wie ein Schwein, wie beschmiert von den Blicken des andern. So ähnlich also steht es mit den Denunziations-Objekten, die der Sammelwut des Kausen verfallen sind. (Der Kausen kann auch mal Otto von Erlbach oder W. Thamerus heissen, aber als Begriff sagt man: der Kausen.) Angesichts eines solchen Verfahrens nun gelangt man leicht dazu, seine Höflichkeits-Prinzipien zu revidieren und sich an die Grenze dessen zu begeben, was konventionell ist. Nicht dass ich den Kausen verbauter beschimpfen sollte, das sei ferne von mir. Schlechte Einrichtungen soll man nicht anschreien, man soll sie ausmerzen. Was wäre auch damit erreicht, wenn ich jemanden, der mich einen „Edelanarchisten“ nennt, durch den Nachweis strafe, dass eine Zusammenstoppelung des Wortes Esel mit seinem Namen ebenfalls einen Pleonasmus ergäbe? — Oh nein, ich bin viel unkonzilianter: ich arbeite nach dem Beispiele des Kausen <ind sammle Material. Kein Material über das Privatleben des Kausen. So etwas hat gar kein eigenes Privatleben, so etwas hat nur das Privatleben anderer Leute, — aber das hat es ausgiebig. Ich sammle Material über die denunziatorischen Gepflogenheiten des Kausen, und wenn es da mal so ganz aus Versehen und Nebenbei geschieht, dass etwa Wedekinds „Oaha“ ein Bordellstück genannt wird, dann frage ich wohl: „Pardon, mein Lieber, sollte Ihnen da nicht gewissermassen eine Fälschung untergelaufen sein?“ Aber das kann jawohl beim schnellen Denunzieren vorkommen; wenn man allzu rasch multipliziert, kann ja auch mal ein Fehler passieren. Und noch weiteres Material will ich sammeln, und wenn ich genügend Material gesammelt habe, dann will ich meine Leser einladen und sie fragen: Bitte, hier sehen Sie Rops und Beardsley und de Bayros und Weissgerber und Jagelspacher, hier sehen Sie Zola und Maupassant und Flaubert und Mann und Wedekind und Eulenberg und

Mühsam, — und dort sehen Sie den Kausen. Bitte (werde ich fragen) wer wühlt im Schmutz? wer verunglimpft die Schönheit? wer hat es mit Unzucht und Schweinerei? jene Künstler und Dichter oder dieser Denunziant? — Polemisieren werde ich dabei nicht mit dem Kausen. Das wäre sinnlos. Wenn ein schlecht erzogener Banause ein Gemälde berotzt, so streitet man mit ihm nicht über den Farbleck, sondern man wischt ihn weg (den Farbleck natürlich). So also gedenke ich es fortan mit dem Kausen zu halten, und wenn meine „Presse“ auch nur ein sich von Nummer zu Nummer „mühsam“ fortfristendes Blättchen ist (solcher Gestalt übe sich jüngst die Witzigkeit des Kausen, dessen Organ — ich muss es mit Beschämung als wahrscheinlich zugestehen — in dem einen Punkt der finanziellen Unterlage dem meinigen überlegen sein dürfte), — so werde ich doch nicht unterlassen, Material zu sammeln, um mit meinen bescheidenen Kräften an der Bekämpfung der von dem Kausen besorgten Schmutz- und Schundliteratur teilzunehmen. Zwar ist zu befürchten, dass seine Ausrottung sobald nicht gelingen wird. Immerhin möge er sich vorsehen.

---

**Zeitfragen.** Die Wiener „Zeit“ versendet eine Rundfrage, um zu erfahren, wie „unter den Intellektuellen aller europäischen Staaten“ das kriegerische Vorgehen Italiens gegen die Türkei beurteilt wird. Als eigene Meinung äussert die „Zeit“ dieses: „Das Vorgehen Italiens gegenüber der Türkei steht in Widerspruch mit dem Völkerrecht, mit allen Gebräuchen zivilisierter Nationen und jedes modernen, Menschen Rechtsgefühl. Wenn man bedenkt, dass dieses Vorgehen von anderen Staaten gegenüber andern Staaten in Zukunft nachgeahmt werden könnte, so bedeutet der Ueberfall der Türkei durch Italien eine dauernde Gefährdung der Sicherheit aller Staaten, des Friedens der Welt und in Konsequenz davon eine Steigerung der militärischen Lasten in allen Ländern.“ Nachher formuliert das Blatt diese Fragen:

1. Billigen Sie die Art des Vorgehens Italiens gegenüber der Türkei?
2. Welche Konsequenzen befürchten Sie von diesem völkerrechtswidrigen Vorgehen für die weitere Entwicklung der Beziehungen zwischen den europäischen Staaten?
3. Welche Massregeln halten Sie für wünschens- und empfehlenswert, um eine Nachahmung des italienischen Vorgehens seitens anderer Mächte in Zukunft vorzubeugen?
4. Halten Sie es für empfehlenswert und durchführbar, dass die Gebildeten aller Nationen, um ihren Protest gegen Italiens rechtswidriges Vorgehen zu dokumentieren, ein Jahr lang Italienreisen unterlassen?

Da mir die Enquete der „Zeit“ von einem der Gefragten zur Verfügung gestellt wird, erlaube ich mir, dem Wiener Blatt meine Meinung über das, was es wissen möchte, hier mitzuteilen. Vielleicht hat es Verwendung dafür. Also:

1. Ich missbillige das Vorgehen Italiens gegen die Türkei. Noch mehr missbillige ich das Vorgehen beider Staaten gegen Tri-

polis. Ueber die Art des Vorgehens Italiens steht mir kein Urteil zu. Ich nehme an, dass die Art dem Interesse der regierenden Klassen Italiens entsprach.

2. Ich hoffe, Italiens Vorgehen wird eine vermehrte Wachsamkeit der Völker Europas auf ihre Regierungen zur Folge haben. Dann befürchte ich von der weiteren Entwicklung der Beziehungen zwischen den europäischen Staaten keine Konsequenzen mehr.
3. Eine Nachahmung des italienischen Vorgehens „seitens“ anderer Mächte sollte nach meiner Meinung vorgebeugt werden durch intensive antimilitaristische Propaganda, durch sozialistische Aufklärung der Völker, durch die Massregel des Generalstreiks in jedem von Kriegsgefahr bedrohten Lande.
4. Durch einen Boykott gegen Italien als Zuflucht für Hochzeitsreisende und Bankdefraudanten würden dieselben armen Leute geschädigt werden, die auch die Kosten des Krieges zu tragen haben. Ausserdem würden höchstens acht Radfahrer der Parole der „Zeit“ folgen.

Es tut mir leid, der „Zeit“ nicht mit besseren Ratschlägen dienen zu können. Nur eine Anregung noch möchte ich ihrem Enquete-Verfasser nahelegen: sich künftighin ein etwas möglicheres Deutsch anzugewöhnen. Ein Ueberfall der Türkei durch Italien hat z. B. niemals stattgefunden. Es ist auch anzunehmen, dass die Türkei, falls sie es etwa auf Korsika abgesehen hätte, den Ueberfall nicht durch Italien, sondern um Italien herum unternommen hätte. Es handelt sich aber dieses Mal um einen Ueberfall Italiens auf die Türkei.

---

**Tripolis und China.** Der italienische Sozialdemokrat Ferri soll in Berlin vom deutschen Reichskanzler freundlich begrüsst worden sein. Vermutlich wird sein Stolz durch diese Ehrung ebenso geschwellt worden sein, wie durch das stärkende Bewusstsein, dem italienischen Vaterlande durch die Zustimmung zu den Kriegsforderungen gedient zu haben, die er neben seinem Genossen Turati im Parlament verübte. Darüber, dass Ferri auch von den Berliner Sozialdemokraten empfangen wurde, las ich nichts, aber nach Jena ist kein Ding unmöglich. — Durch das infame Verhalten dieser Sorte parlamentarischer „Internationaler“ ist es den Offiziellen in Italien sehr erleichtert worden, einen total falschen Eindruck von der Stimmung des Volkes gegenüber dem Kriege zu erwecken. Ueberau liest man von begeistertem Jabel, der die abreisenden Soldaten begleitet hätte. Vielleicht interessieren einige Tatsachen, die man zwar nicht aus dem „Corriere della Sera“ oder dem „Messaggero“ erfährt, sondern eher aus der in La Spezia erscheinenden anarchistischen Zeitschrift „il Libertario“. Da stand zu lesen, wie die Manöver, die dem Kriege unmittelbar vorangingen, plötzlich abgebrochen wurden, weil aus den Reihen der Soldaten heraus das Pferd des Befehlshabers unter dem Leibe des Reiters eine Kugel bekam. Dort stand auch zu lesen, wie es auf den Bahnhöfen grosser Städte bei der Abfahrt der Krieger herging. Freundlich wohl nirgends. Irgendwo aber riss die wütende Bevölkerung die Schienen auf und verbarrikadierte die Geleise dergestalt, dass die Züge sich nicht rühren konnten und die Soldaten wieder ausgeladen werden mussten. Es scheint wichtig, diese Tatsachen auch in Deutschland einmal mitzuteilen, damit endlich das dumme Geschwätz von der nationalen Begeisterung authöre, die alle

Volksschichten erfasst haben soll. Schliesslich weiss die italienische Regierung doch wohl auch, warum sie die strenge Telegramm Zensur eingerichtet hat. — Ueber den Verlauf des Krieges selbst weiss man natürlich gar nichts Genaues. Den Telegrammen, die man zu lesen kriegt, riecht man zum grössten Teil den Schwindel von ferne an, zum andern Teil werden sie sechsfach dementiert und wieder bestätigt, so dass sich kein Mensch auskennt. Soviel aber wissen wir sicher, dass hüben und drüben bereits eine Menge rüstiger junger Menschen fürs Vaterland der Reichen gestorben sind, und dass Europas Witzblätter ein Glanzgeschäft damit machen, dass es noch so wenige sind.

Auch über die Vorgänge in China erfährt man nicht übermässig viel. Nur soviel wissen wir, dass dort Millionen Menschen im offenen Aufruhr gegen ihre Staatsregierung stehen, weil sie sich die schamlose Mandschuwirtschaft ihrer Würdenträger nicht mehr gefallen lassen wollen. Dass die Revolutionäre alle Aussicht auf Gelingen ihres entschlossenen Vorgehens haben, kann der zeitunglesende Europäer schon daraus entnehmen, dass die Rebellen nicht mehr wie noch vor vierzehn Tagen der „Pöbel“, sondern etwas respektvoller, die Aufständischen genannt werden. Als Pöbel bezeichnen unsere Meinungsmacher nur noch das Volk, das sich auf den Strassen gegen die fremdrassigen Eindringlinge wehrt, die sich in ihre Angelegenheiten einmischen. Wir lernten in der Schule, wie vor vierhundert Jahren die Spanier das neuentdeckte Amerika usurpierten, und unsere Lehrer wussten das Grueelhafte des spanischen Vorgehens nicht stark genug zu verurteilen. Wie werden die Kinder nach einigen weiteren Jahrhunderten über das Verhalten der gegenwärtigen zivilisierten Nationen denken lernen, die mit den scheusslichsten Mordwaffen die ältesten Kulturländer der Erde bedrängen? O, dass es eine Scham vor den Zukünftigen gäbe!

---

Unser Bittinger. Unser Bittinger ist nämlich Polizeidezernent für die politischen, Vereins-, Presse-, Kunst- und Theaterangelegenheiten. Unser Bittinger hat nämlich einen Ruf als Polizeidirektor nach Stuttgart bekommen. Unser Bittinger wird nämlich voraussichtlich diesem Ruf Folge leisten. Wir sehen unseren Bittinger nämlich sehr ungern scheiden. Unser Bittinger macht nämlich in München alles: lässt Anarchisten verhaften, lässt Ausländer ausweisen, lässt uns um 3 Uhr nachts aus allen Lokalen austreiben, lässt in Preussen und anderen Freiheitshorten ungefährliche Stücke hier nicht aufführen, lässt öffentlich angekündigte Zusammenkünfte Geheimbünde sein und lässt allgemein sehr ungern etwas zu. Adjö unser Kulturgewissen, adjö unser Zensor, adjö, unser Verbieter, adjö, unser Bittinger, — adjö, adjö.

---

Auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt über M. C. Andres Werke machen wir besonders aufmerksam.

**KAIN, Heft 6.** Der marokkanische Krieg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Aus dem Münchner Zensurbeirat. Offener Brief von Frank Wedekind. — Schiesse bei Zeiten. — Zweierlei Masskrüge. — Walhalla.

**KAIN, Heft 7.** Inhalt: Bebel †. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Kiew. — Mainz. — München. — Korrespondenz.

**Preßrelationsbureau „hanfa“**  
Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23  Holzsterner Ufer 7   
Inh.: Jng. M. Krause  
liefert alle Nachrichten über  
**Kunst, Literatur, Wissenschaft**  
schnell — vollständig — preiswert.  
Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.  
Vorzügliche Organisation!

Bitte hier abzutrennen.

**Bücherzettel.**

Mit  
3 Pfennig  
zu  
frankieren.

An

von  
**Erich Mühsam**

==== erschienen folgende Bücher. ====

**Die Wüste.** Gedichte. 1904. M. 2.40.

**Der Krater.** Gedichte. 1909. M. 2.—

**Die Hochstapler.** Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den  
**Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.**

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift  
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-  
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.\*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.\*)

Genau e Adresse:

Name:

.....  
\*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.